

Macht von unten

Autor(en): **Sölle, Dorothee**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **67 (1973)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-142254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Macht von unten

Weihnachten ist nicht, wie man uns lange weismachen wollte, so etwas wie «Licht von oben». Weihnachten ist — mit einem Wort aus der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung — Macht von unten. Nicht mehr, nichts Besseres, nichts Höheres. Es gibt kaum ein Fest, bei dem so überdeutlich wird, wie verkommen die christliche Tradition ist, wie sinnentleert und darum gut zu verkaufen. Man kann sich klarmachen, wie solche Sinnentleerung vor sich geht, wenn man beobachtet, mit welcher Konsequenz alle realistischen, plebejischen, niederen Elemente der Weihnachtsgeschichte getilgt worden sind: vor lauter Stern haben wir uns angewöhnt, den dreckigen Stall zu übersehen, vor lauter Königen die verängstigten Hirten vergessen oder zu idyllischen Schäfern gemacht, und in den Kirchen hört man viel über Lobgesang, aber nichts darüber, wie lange die Wehen bei Maria dauerten und ob sie sehr schrie. Die Geschichte ist sakralisiert worden, ihre Profanität wurde allmählich vergessen, weil es leichter ist, eine heilige Geschichte zum Trost zu benutzen als von einer profanen zu lernen. Weihnachten ist Macht von unten. Mit Macht meine ich Stärke, Kraft, Freude und Freiheit, die unten ihren Anfang nehmen, die im Stall, auf dem Felde, am Arbeitsplatz sichtbar werden. Macht heißt hier so viel wie das Vermögen, zu erstarken, Freude zu erleben und zu verteilen und Befreiung herzustellen, es ist eine Macht, die sich nicht auf Befehl und Gewalt zu gründen braucht, weil sie nichts mit Herrschaft zu tun hat. Wenn Martin Luther King von «power» spricht — auch in der Formel «black power» — so ist die Übersetzung «Gewalt» falsch, weil im Amerikanischen «violence» und «power» unterschieden werden. Weihnachten nun, aber vielleicht müssen wir vorsichtiger sagen: Was damit gemeint war, fängt unten an, und Stall und Krippe, die von uns längst sentimental besetzten und von der Weihnachtsindustrie verbrauchten und verkauften Symbole, meinen nichts anderes als dieses «unten». Es mag sein, daß einige Zuhörer die Frage, was mit Weihnachten eigentlich gemeint sei, nur noch mit Erstaunen und Ungeduld ertragen. Da wir, so meinen sie, die Realität dieser Sache Weihnachten in einer kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft ja vor Augen haben — welchen Sinn könnten solche bis zum Überdruß gestellten Rückfragen und Deutungen haben? Dienen sie nicht nur der Verschleierung dessen, was ist? Ich halte allerdings die Konsequenz, die diese Nichtchristen zu ziehen geneigt sind, für falsch, weil ich bezweifle, ob der solchen Einwänden zugrunde liegende Begriff von «Religion als Verschleierung» der hier zu verhandelnden Sache entspricht und historisch haltbar ist. Sicher ist, daß das Unbehagen an Weihnachten, wie an andere traditionellen und kommerzialisierten Festen,

bei Christen oder bei Nachchristen größer ist als bei Nichtchristen. Das hängt damit zusammen, daß sie bewußt, und viel häufiger unbewußt, von diesem Fest mehr erwarten, als es bieten kann. Sie stehen in einer großen Tradition, in der sie sich nicht zurechtfinden können und mit der sie sich doch arrangieren wollen. Das Unbehagen an Weihnachten, man kann es schon ruhig die Angst vor Weihnachten nennen, greift dabei zurück auf Erwartungen, wie sie in einer christlichen und bürgerlichen Kindheit wohl geweckt werden konnten. Da taucht der begreifliche Wunsch auf, sich noch einmal «wie ein Kind» auf Weihnachten freuen zu können, das heißt, noch einmal so auf einen Tag, eine Nacht, ein Erlebnis hin leben zu können.

Es sind kindheitsgebundene Träume und Sehnsüchte, denen wir dabei nachhängen, wir vergessen das eigene, inzwischen erwachsen gewordene Leben, in dem es doch auch im Mai vorkommt, daß man sich auf einen Menschen wie auf Weihnachten freut. Wir vergessen, daß wir es längst gelernt haben, unsere Spannung, unsere Kraft, unsere Vorfreude, also das, was ich eben unsere Macht genannt habe, in unserem eigenen Leben selber zu realisieren, und daß nur diese Form von Erfüllung, die erwachsenen, selbständig gewordenen Menschen geschieht, den Namen «Gnade» im Ernst verdient. Wir verniedlichen und banalisieren die Gnade, wenn wir sie im Modell des bürgerlichen Kindes unter dem Weihnachtsbaum denken, aber die christliche Erziehung, die die meisten von uns genossen haben, verführt zu solchen kindischen und sentimentalischen Träumen. Wir erwarten beschenkt zu werden, obwohl wir schon gelernt haben, daß das Schenken nicht mit Dingen abzumachen ist, sondern nur mit dem Leben selber, das man verteilen oder horten kann. Wir haben Angst vor Weihnachten, weil dieser Tag uns daran erinnert, daß uns die Intensität der Kinder abhanden gekommen ist.

Manchmal kommt es mir so vor, als hätten Christen es schwerer, erwachsen zu werden als Nichtchristen. Die Religion hält in ihnen eine Sehnsucht, einen Anspruch, eine Hoffnung wach, die sich nicht abspeisen läßt und die die uns abverlangte Anpassung an das Bestehende erschwert. In einer Welt wie der unseren, in der Religion keine unzweideutige soziale Ausdrucksform hat, wie sie zum Beispiel die Mönchsorden im Mittelalter darstellten oder einige christliche Gruppen in sozialistischen Ländern sie versuchen, in der die Kirchen eher als «Versicherungsanstalten gegen zu viel Religion» fungieren, bindet sich die Sehnsucht vieler Christen nach Realisierung dessen, was der Glaube erhofft, zurück an die Kindheit und an eine für das Kind richtige, im Erwachsensein aber überwundene Erwartungshaltung, die alles vom anderen und von außen erhofft.

In dieser Erwartungshaltung geraten Menschen in ein fatales Ver-

hältnis zur christlichen Tradition, das mit dem Ausdruck «sich arrangieren», mit Hilfe von Blockflöten oder Kerzen, noch allzu harmlos umschrieben ist. Das Evangelium selber kritisiert diese Erwartung, weil wir in ihr — und darum ist sie so schwer auszurotten — immer noch auf Gott hoffen in einer vollständig unvermittelten Form. Wir denken uns eine Begegnung mit ihm, ein Wahrwerden seiner Wirklichkeit, eine Veränderung unserer Wirklichkeit, die dann — so träumen wir — mit einem Schlag erfüllt und heil ist. Aber ist es das Evangelium der Heiligen Nacht, das uns dazu ruft, auf das Licht von oben zu warten? Müssen wir uns selber zu Hirten stillisieren, die im Dunkel wandernd den Stern ihrer Träume erblicken? In gewissem Sinne verhalten wir uns zu den Geschichten von Weihnachten wie Voyeurs, wie Leute, die einem Liebesakt zusehen und sich von ihm erregen lassen, ohne eine aktive partnerbezogene eigene Spontaneität zu entwickeln. Tatsächlich ist es beschämend, Voyeur an den Erlebnissen und Gefühlen anderer Jahrhunderte zu sein, deren religiöse Verhaltensformen wir nicht wiederholen wollen, deren Gefühle und Erlebnisse wir nicht nachvollziehen können und die uns fremd bleiben, wiewohl sie eine unvergessene Hoffnung in uns erhalten, aber so, daß sie sie nicht eigentlich brennen, nur glimmen lassen. Man muß diese komplexe Beziehung zur Religion nach zwei Richtungen hin aufarbeiten: Das religiöse Bedürfnis, das sich im Wunsch, Weihnachten zu feiern, ausdrückt, hat seine Wahrheit darin, daß es sich mit der Gegenwart nicht abfindet und wie Kinder «alles» haben will, es verbiegt diese Wahrheit aber ins kindische, passive Erwarten. Es kommt also nicht darauf an, die eigene kindheitsgebundene Sehnsucht einfach loszuwerden und sie durch den unbedenklich genossenen Weihnachtskonsum zu ersetzen, aber wir müssen erkennen, inwiefern diese Sehnsucht zu einer Sentimentalität verkommen ist, die mit dem Evangelium nichts zu tun hat.

Worin besteht denn aber dieses weihnachtliche Evangelium und inwiefern können wir an der Macht von unten, die es verspricht, teilnehmen und von ihr lernen? Es ist eine Aussage, die wie alles im Evangelium einfach und schwer zu machen ist, sie heißt: Gott wird Mensch. Es ist kein Zweifel darüber, was man das Geheimnis des Glaubens nennen könnte, die Kraft, aus der er schöpft. Wo der Glaube in der Geschichte der Christenheit innerhalb der kirchlichen Apparate vertrat wurde, da wurde dieser Satz zuschanden — daß Gott Mensch geworden ist; da blieb Gott Gott, der erhabene Moloch, dem zu Ehren Kriege geführt werden, Ketzer der Inquisition übergeben und Hexen verbrannt werden mußten. Was es bedeutet, daß Gott Mensch wird, das sei hier in zwei Richtungen entfaltet, die erste heißt: Gott wird immer wieder Mensch, und die zweite: Gott wird immer mehr Mensch. Man muß es in der Gegenwart denken, daß Gott Mensch wird, weil

sonst die perfekte, vergangene Aussage, daß Gott einmal Mensch geworden ist, zu einem religiös verdinglichten Faktum wird, einer Art Götzenbild, das keinen Schritt über die anderen Religionen hinausführt und das wie ein Stein gegen andere benutzt werden kann. Der Satz, daß Gott Mensch geworden ist, also die vergangene, perfekte, abgegrenzte Aussage, ist in der Geschichte der Christenheit unter anderem zum Mord an denen benutzt worden, die diesen Satz nicht annahmen, den Juden. Ich meine, das sei ein Grund, diesen Satz zu korrigieren. Es genügt nicht zu sagen: Gott ist einmal vor zweitausend Jahren Mensch geworden, weil man auf diese Weise nur dogmatisch korrekt verfährt, die Menschen aber, die von der Inkarnation etwas haben sollten, wieder mit dem indes längst zum Himmel Emporgestiegenen allein läßt. Das Geheimnis des Evangeliums ist nicht diese auf Vergangenes bezogene Formel, daß Gott früher einmal Mensch geworden ist, sondern daß er immer wieder Mensch wird. Inkarnation ist kein einmaliger Vorgang, der um 30 nach Christus in Jerusalem abgeschlossen wurde; Inkarnation, wenn wir überhaupt wissen, was das bedeutet, geht weiter. Gott wird immer wieder Mensch, auch heute. Wer Gott im Gesicht des Kindes von Bethlehem gesehen hat, der wird kein Kind mehr ansehen können, ohne sich dieses Kindes zu erinnern, nein, Erinnerung ist ein zu schwaches Wort, man kann vielleicht sagen, dem wird Gott immer wieder Mensch, dem begegnet Gott an dem einzigen Ort, wo er nach dem Evangelium begegnen kann — eben nicht im Anstaunen des Universums oder im Kultus, sondern im anderen Menschen. Dann wird unser Stall die Baracke in der Vorstadt und unsere Krippe das Friedensdorf der von Napalm verbrannten Kinder, und wir brauchen Stall und Krippe, Ochs und Esel, Stern und Lobgesang nicht mehr in den ehrwürdigen Häusern der Tradition zu suchen, weil sie so nah bei uns sind, daß sie für uns das Nächste werden.

Weihnachten führt dann die Geschichte, die in der Schöpfung begonnen hat, fort. Dort wird erzählt, wie Menschen das Gesicht Gottes bekommen haben und ihm ähnlich sehen. Weihnachten wird erzählt, daß Gott sich nicht nur nicht scheute, sein Gesicht zu verlieren, weil er es uns gab, sondern daß er auch unser Schicksal teilen wollte — unsere Hinfälligkeit, unser Ausgeliefertsein an die barmherzigen Ochs und Esel, an Kälte und Wind, an andere Menschen und ans Sterben. Alles dieses, was wir tun und erleiden, geboren werden, keinen Platz haben, leiden und sterben, bekommt in dieser Geschichte eine Würde und einen Rang, von dem Menschen außerhalb der Erfahrung Christi nur zu träumen wagen, eben den höchsten. In diesem Kinde sind alle Kinder gleichberechtigt und mit der gleichen Chance des ewigen, des wahren Lebens erfüllt. Daß Gott immer wieder Mensch wird, heißt für das Leben jedes Menschen Absolutheit. Geboren werden und

Kinder bekommen, arbeiten und essen, weinen und lachen, lieben und sterben bekommen einen Rang, eine Wichtigkeit, einen Ernst, der den Gegnern des Christentums immer lächerlich erschienen ist. Gott wird immer wieder Mensch, darin ist jeder Zynismus abgewiesen, auch der versteckte, der das Leben teilweise bejaht und gelegentlich liebt und es unter Umständen schützt und rettet. Wir meinen das ganze, das unausgeschöpfte Leben, das beschädigt wird, wenn es auch nur zeitweilig oder bedingt als Sache angesehen wird. Gott wird immer wieder Mensch, das bedeutet, daß menschliches Leben nicht dem Zufall, der Banalität oder den Planungsbüros einfach ausgeliefert ist, weil wir in jedem Menschen Gott, wenn nicht erkennen, so doch glauben. «Gott» wäre dabei allerdings immer noch die falsche Chiffre, wenn er als Licht von oben und von außen in eine trübe Welt einfiel und wenn er nicht wahrhaft weihnachtlich gedacht wird als die Macht von unten, die unten anfängt, die Befreiung für alle herzustellen. Denn Gott wird nicht nur immer wieder Mensch, er wird auch immer mehr Mensch. Es ist bekannt, daß dieser Prozeß der Weltgeschichte, in der Gott immer mehr Mensch wird, den meisten Theologen unheimlich ist, so daß sie ihn zu verdächtigen suchen als Abfall vom Glauben. In Wirklichkeit ist hier die Frage gestellt, wie ernst sie die Inkarnation nehmen oder wie weit sie Gott erlauben, sich zu inkarnieren.

Es hat sicher Zeiten gegeben, in denen die Christen ihre Beziehung zu dem Vatergott im Himmel und dem Brüdergott auf Erden harmonisch ausgleichen konnten und in denen die Liebe ungeteilt dem Vater und den Brüdern, einem im anderen, gelten konnte. Aber die Regel war diese prästabilisierte Harmonie nicht, die Regel war, daß man den Vater ehrte, auf Kosten der Brüder, dem Vater zu Ehren Kriege und Sklaverei betrieb und daß man dem keineswegs inkarnierten, dem unweihnachtlichen Gott Opfer brachte. Dieses Geist- und Himmelswesen, das keines Fleisches fähig ist, ist heute tot in dem Sinne, daß kein Bedürfnis mehr nach seinem Eingreifen besteht. Tot ist der Gott, der nicht Mensch geworden ist. Es gibt zwar noch immer Christen, die meinen, sie müßten sich bei einem Streit zwischen dem Vater und den Brüdern auf die Seite des Vaters schlagen, sie müßten ihn rechtfertigen, statt ihn zu verklagen, oder auch: Menschen verurteilen, statt ihre Verhältnisse zu untersuchen. Die größere Anzahl gerade der jungen Christen in der ganzen Welt geht allerdings einen anderen Weg, den Weg der Brüder. Es mag vielleicht manchem überspitzt erscheinen, aber ich befürchte, es gibt für jeden von uns Situationen, wo er wählen muß zwischen dem ewig thronenden Vater und dem nichts als ein Mensch gewordenen Bruder, zwischen der Sehnsucht nach Geborgenheit und ihre Erfüllung, die uns religiös übergestülpt wird und der erwachsenen, weltlichen, politischen Arbeit an der Humanisierung unserer Erde,

zwischen Licht von oben und Macht von unten, und ich kann nur wünschen, daß sich alle für Weihnachten entscheiden, das heißt für das hilflose Baby von nebenan.

Es ist heute wichtig, das Stück Rebellion, das in Weihnachten steckt, wieder zu entdecken. Gott wurde Macht von unten und jener Gott, der nach dem Glauben der vorindustriellen Welt von oben lenkt und befiehlt, herrscht und richtet, ist im Lauf der Geschichte mehr und mehr zurückgetreten. Er hat seine Sache dem Sohn anvertraut, und dieser Sohn hat allen Söhnen Mut zur Macht von unten gemacht. Eine der ältesten Weihnachtshymnen der Christen besingt diese Änderung aller Machtverhältnisse, die Weihnachten anfang und noch lange nicht zu Ende ist. Es heißt da bei Ignatius über Christi Geburt: «Ein Stern strahlte am Himmel auf über allen Sternen . . . So löste sich das Band der Zauberei, und die Fessel der Bosheit verschwand, die Unwissenheit wurde entmächtigt und die alte Herrschaft zerstört, als Gott in menschlicher Gestalt erschien, um das unsichtbare Leben zu erneuern.» Noch ist wenig davon eingelöst, das Band der Zauberei bindet uns an den Konsum, den wir auf Befehl anderer selber herstellen und zu Nutzen anderer wieder verbrauchen sollen; die Fessel der Bosheit ist nicht verschwunden, sie produziert weiter Kriege und wachsende Unterdrückung; die Unwissenheit wird gerade in unserem Lande gestützt und künstlich aufrechterhalten; und daß die alte Herrschaft zerstört sei, das möchte ich wohl glauben — aber sehr sichtbar ist es noch nicht geworden. Bestehen bleibt das Versprechen von Weihnachten, daß Gott als Macht von unten in menschlicher Gestalt erschien, um das unsichtbare Leben zu erneuern.

Wir stehen an einem Punkt, wo das Sterben des alten, den Kindern allmächtig scheinenden Vaters, noch viele beunruhigt. Wir hatten noch keine Gelegenheit, Inkarnation so ernst zu nehmen, wie sie ist. Aber schon ist das Reich der Söhne angebrochen, das unsichtbare Leben erneuert sich. Wir haben keinen Grund, zu beseufzen, daß Weihnachten entleert und kommerzialisiert sei, solange wir nicht bemerken, daß unser ganzes Leben entleert und kommerzialisiert ist. Das Unbehagen und die Angst vieler Christen werden heute dringend gebraucht, diese Waffen werden eingeschmolzen und zu Sicheln und Pflugscharen gemacht. Die Kraft derer, die lange von Angst und Resignation beherrscht waren, ist ein Potential für die Veränderung der Erde. Wir haben allen Grund uns zu freuen, daß an Weihnachten Macht von unten sichtbar geworden ist, daß Gott immer wieder und immer mehr Mensch wird. Wir werden neue Formen dieser Freude finden — ich bin ziemlich sicher, daß sie den bürgerlichen Rahmen des Familienfestes sprengen werden. Wir werden zu überlegen und zu experimentieren haben, wie und mit wem wir Weihnachten feiern. Wir werden dabei Fehler machen und wir werden in Konflikte mit kirchlichen und politischen Bürokratien kommen. Wir werden lernen.

Dorothee Sölle

in «Das Recht ein anderer zu werden» (Sammlung Luchterhand);

siehe Buchbesprechung.